



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Corbach, Otto: Hemmungen des Fortschritts in China

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Hemmungen des Fortschritts in China

Von Otto Corbach in Berlin



enn alles wahr wäre, was seit Jahren, in besondrer Fülle nach dem russisch-japanischen Kriege, über chinesische Reformen verlautet ist, dann müßte es im Lande des Bopfes heute schon in mancher Hinsicht europäischer zugehen und aussehen als in Europa. Wenig erfährt man dagegen von den Hemmungen, die es in China für den Fortschritt an und für sich und erst recht für eine Umwälzung in unserm Sinne gibt. Will man aber die Aussichten der chinesischen Reformbewegung richtig beurteilen, so muß man die Schwierigkeiten kennen lernen, die überwunden werden müssen.

Japan kann nicht als Beispiel dafür gelten, wie rasch auch China umzugestalten sei. In bündiger Form finden wir die Gründe hierfür in Richt-hofens Werk über China zusammengefaßt: „Gänzlich unfähig, wie es scheint, aus sich selbst eine eigne Kultur zu schaffen, heißt es dort, sagen die Japaner mit vollen Zügen ein, was China ihnen bot, als sie zuerst mit dem großen Nachbarn bekannt wurden. Aber ihr Charakter machte sie zu ungeeigneten Trägern dessen, was sie aufnahmen. Die chinesische Kultur war für sie ein Gewand, das ihnen nicht paßte, und nach dem sie nur in Ermangelung eines bessern griffen. Nie verwuchsen sie harmonisch mit ihr. . . . Als daher den Japanern zum erstenmal die europäische Kultur mit ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit dargeboten wurde, erkannten sie sofort ihren höhern Standpunkt an, warfen ohne weiteres ein Gewand ab, das ihnen nicht paßte, und stürzten sich mit Lebhaftigkeit einer Zivilisation in die Arme, deren sittliche Höhe sie zwar noch nicht fassen konnten, die aber ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten viel besser entspricht als die chinesische. Eine radikale Umgestaltung ähnlicher Art kann sich bei den Chinesen, wenn sie überhaupt möglich sein sollte, nur im Verlaufe langer Zeiten vollziehen.“

Die Lobredner Chinas, und dazu gehören die meisten Sinologen, wollen es freilich nicht einsehen, daß die chinesische Kulturform schwerlich mit europäischen Reformen in Einklang zu bringen ist. Sie hegen für diese Zivilisation eine

maßlose Bewunderung; ihnen erscheint sie als die beste, die es geben kann, sie dünkt sie jedenfalls der europäischen überlegen. Seit Voltaire durch die Schriften der zu Kanghis Zeiten in China weilenden Jesuiten im „himmlischen Reiche“ den religions- oder gottlosen Staat par excellence entdeckt zu haben glaubte, ist die chinesische Gesellschaftsordnung von europäischen Kritikern immer aufs neue in das glänzendste Licht gestellt worden, sodaß heute kaum noch mit der Möglichkeit gerechnet wird, die Morallehre Konfutses könne jemals westländischen Tugendbegriffen weichen müssen, und dem Familienkultus könne seine staats-erhaltende Rolle genommen werden. Sogar M. von Brandt, der in Helmoltz Weltgeschichte der „weitverbreiteten Ansicht von der Unbeweglichkeit der chinesischen Kultur“ mit großer Entschiedenheit entgegentritt, meint doch auch, unbeweglich seien gewissermaßen die Grundlagen der Familie und des Staates und damit der Erziehung und Verwaltung.

Die Vorzüge, die an der chinesischen Gesellschaftsordnung gerühmt werden, sind im allgemeinen genau dieselben, die Morgan an den ursprünglichen Gemeinwesen aufweist, die bei den Völkern des europäischen Kulturkreises der schriftlich überlieferten Geschichte vorausgingen. Die Chinesen blieben überhaupt mit ihrer Kultur fast völlig in der Gentilorganisation stecken. Merkwürdig, daß dies bisher fast gänzlich unbeachtet geblieben ist. Man fasse nur die Hauptkennzeichen dieser gesellschaftlichen Einrichtung ins Auge. Sie beruht auf dem Familien- und Stammesleben. Wo eine größere Anzahl Personen desselben Familiennamens beisammen wohnt, wird ein Geschlecht, eine „Gens“ gebildet, das angesehenste Mitglied zum Oberhaupt gewählt. Auf ihn geht ein großer Teil der väterlichen Gewalt über. Um der bei früh geschlossenen Ehen leicht eintretenden Entartung der Geschlechter vorzubeugen, ergeht das Verbot, daß niemand sich aus der eignen Gens eine Frau nehmen darf; Mann und Weib müssen verschiedenen Geschlechtern angehören. Die Verheiratung löst alle bisherigen Verwandtschaftsbande der Frau; sie gehört fortan zur Familie des Mannes und schuldet diesem unbedingten Gehorsam. Von Zeit zu Zeit werden Versammlungen der Mitglieder eines Geschlechts abgehalten, in denen die gemeinsamen Angelegenheiten zur Sprache kommen. Der Rat der Familien hat die Macht, Mitglieder, die sich gegen die Gens vergingen, zu bestrafen. Alle Mitglieder sind verpflichtet, sich gegenseitig zu unterstützen, und wo eine höhere Organisation, ein „Bund“ besteht, kann die ganze Gens für das Verbrechen eines seiner Angehörigen verantwortlich gemacht werden.

So beschaffen war die Gesellschaftsordnung der Indianervölker, gerade so die der ältern Griechen und Römer, und genau so ist es noch heute die der Chinesen. Im Lande der „Hundert Familien“ gibt es im Innern ganze Ortschaften, ja Landschaften, wo alle Bewohner ein und denselben Zunamen tragen. Die Zahl der verschiedenen Geschlechter beträgt heute etwa vierhundert. Als eine Art Gedächtniskunst für die Naturkräfte, die in der Gentilorganisation wirksam sind, ist nun die Konfutsische Morallehre anzusehen. Das zeigt besonders

ihr Kern, die Ahnenverehrung. Die chinesische Vorstellungskunst teilt dem Menschen drei Seelen zu. Die eine bleibt nach dem Tode im Leichnam, die zweite nimmt ihren Aufenthalt in der Ahnentafel, und die dritte geht in die Schattenwelt. Die letzte wacht darüber, daß ihr die schuldigen Ehrerbietungen von den Hinterbliebenen bezeugt werden, und rächt sich furchtbar, wenn dies nicht geschieht. Die Ahnenhalle ist der Ort, wo sich die Glieder einer Familie bei feierlichen Anlässen zusammenfinden, um den Vätern zu opfern und sich so ihrer gemeinsamen Herkunft zu erinnern. Die Seele eines, der ohne Nachkommen bleibt, irrt ruhelos umher; ein schreckliches Schicksal. Daher rührt die chinesische Sitte allgemeiner und frühzeitiger Heirat. Mehr als alles andre trägt dieser Kultus dazu bei, das Band der Verwandtschaft zu einem mächtigen Element für gegenseitige Unterstützung zu machen. Jemand schädigen, heißt seine Gens schädigen, jemand beistehen, mit seiner ganzen Gentilverwandtschaft für ihn eintreten. Im Süden Chinas liegen übrigens die verschiedenen Stämme in fortwährender blutiger Fehde miteinander. Wie nun diese Pflege des Gedächtnisses für die gemeinsame Abstammung innerhalb einer Verwandtschaftsgruppe, so wirken auch alle übrigen Vorschriften der konfuzianischen Sittenlehre darauf hin, die natürlichen Bande, die ein Volk zusammenhalten, zu befestigen. Die Familie ist bei den Chinesen dadurch zur Einheit für alles gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben geworden, alle Verbindungen zu gemeinsamen Zwecken irgendeiner Art gestalten sich nach ihrem Vorbilde. Auch die Gilden, jenes über das ganze Reich verzweigte System von Vereinigungen zu gewerblichen und Handelszwecken, sind auf verwandtschaftliche Beziehungen gegründet, werden deshalb durch die Blutsbande zusammengehalten. Bezeichnend für die chinesische Gentilorganisation sind auch einzelne Bestimmungen des Strafgesetzes. Kinder aus einem fremden Clan dürfen nicht adoptiert werden. Ein Sohn darf nur mit dem Vater zusammen ein Geschäft gründen, damit die Familie die nationale Einheit bleibt. Unter den zehn „verabscheuungswürdigen Verbrechen“ gehören fünf dem Familienleben an: Vater- oder Muttermord, dreifacher Mord in einer Familie, kindliche Ehrfurchtlosigkeit, Störung der Familieneintracht und Blutschande. Daß kindliche Ehrfurchtlosigkeit mit Vater- oder Muttermord auf eine Stufe gestellt wird, spricht gewiß für die Strenge des chinesischen Familienbegriffs. Sogar noch für Yüan Shi kais modernes Heer bildet die Gentilorganisation die Grundlage. Die Ortsältesten bürgen für Ehrbarkeit der ausgehobnen Rekruten. Der Soldat muß einen Teil seines Soldes an die Familie abführen. Die Angehörigen der im Heere dienenden genießen bestimmte Vorrechte, die bei einer Rangerhöhung ausgedehnt werden. Andererseits müssen die Angehörigen dafür büßen, wenn man eines Deserteurs nicht wieder habhaft wird.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Chinesen durch ihr Festhalten an der Gentilorganisation von sehr vielen Übeln verschont geblieben sind, die die westländischen Kulturvölker plagten und bedrückten. Es gibt in China keine soziale Frage. Weil Familie und Geschlechtsverband für die Einzelnen eine Versicherung

auf Gegenseitigkeit bedeuten, kann niemand, der nicht zur Strafe für begangne Untaten verstoßen worden ist — aus solchen Verstoßen setzen sich größtenteils die Scharen der „Kulis“ zusammen —, in die Notlage geraten, von einem „Besitzenden“ ausgebeutet zu werden. Daher die eigentümliche Erscheinung, daß es in China wohl ein Großgrundeigentum aber keinen Großgrundbesitz gibt. Der Eigentümer kann sein Land nur zu dem üblichen Zinsfuße verpachten, er findet keinen, der darauf für ihn gegen Lohn arbeiten würde. Henry Georges Ideal ist also in China verwirklicht, und zwar ohne daß aller Boden, wie vielfach fälschlich angenommen wird, dem Kaiser, dem Staate gehörte, oder der Staat etwa die Zuwachszrente wegsteuerte. Deshalb findet man nirgends in der Welt eine so große Parzellierung des Grundbesitzes wie in China. Wenige Meter breite, 20 bis 30 Meter lange Parzellen sind die Regel. Bis an die steilen Felsklippen der Hügel hinauf ist das Land sorgfältig terrassiert; jedes noch so kleine Stückchen Land auf dem Boden der Regenschluchten, von dem man annehmen kann, daß es vor den herniedergehenden Fluten halbwegs geschützt ist, wird bestens ausgenützt, jeder kleine Acker gartenähnlich bestellt. Fällt in China eine Ernte schlecht aus, so wird die Ausfuhr von Bodenprodukten verboten; nicht nur durch den Mandarin, sondern auch durch die öffentliche Meinung. Die Chinesen wissen sich eben gegen sich selbst zu schützen; denn der, dessen Ernte noch ziemlich gut ausfiel, möchte wohl seine Erzeugnisse ausführen, um mehr dafür zu gewinnen. Die Besitzer der Reiszniederlagen in den Handelsstädten würden gern den Überfluß abnehmen. Die Masse der Landbevölkerung duldet es nicht und beugt so einer Hungersnot möglichst vor. Diese innere Harmonie der chinesischen Gesellschaft ist es, die den Europäer, der lange unter Chinesen lebt, leicht in der neuen Umgebung aufgehen und die Fähigkeit, westländische Kulturerrungenschaften zu würdigen, verlieren läßt. Jene Eintracht im Innern bedeutet ja im Westen das verlorne Paradies, das wieder zu gewinnen den Inhalt der sozialen Bewegung ausmacht. Wer freilich deswegen die chinesische Gesellschaftsordnung höher schätzt als die westländische, müßte auch die europäische Kultur geringer bewerten als die chinesische, denn unter einer Gentilorganisation ist westländisches Leben undenkbar. Auch Morgan, der in seinem Werke „Die Urgesellschaft“ die innere Organisation der Geschlechtsverbände bei den Indianervölkern und bei den alten Griechen und Römern bloßlegt, redet sich im Verlaufe seiner Schilderung oft in eine fast schwärmerische Bewunderung der Vorzüge der Gentilorganisation hinein, ohne sie selbst auf der Stufe ihrer höchsten Verfeinerung in China kennen gelernt zu haben. Sie nimmt nach ihm auf der Tafel des menschlichen Fortschritts den allerersten Rang ein, „keiner andern Einrichtung nachstehend in ihrer Bedeutung, ihren Errungenschaften und ihrer Geschichte“. Er kommt aber doch zu dem Schluß, daß sie den Anforderungen der europäischen Zivilisation nicht gewachsen sei. „Die in der Periode der Wildheit entsprungne und durch die drei Unterperioden der Barbarei fortgeführte Gentilorganisation brach schließlich unter den vorgeschrittenen Stämmen, als sie bis zur

Zivilisation gediehen waren, zusammen, da sie die Bedürfnisse der letztern nicht zu befriedigen vermochte. Bei den Griechen und Römern verdrängte die politische Gesellschaft die Gentilgesellschaft aber erst dann, als die Zivilisation begonnen hatte. Die Stadtgemeinde (und ihr Äquivalent, der Stadtbezirk) mit ihrem unbeweglichen Eigentum und den Einwohnern, die sie umfaßte, und die zu einer politischen Gesellschaft organisiert waren, wurden die Einheit und Grundlage eines neuen und von Grund aus verschiedenen Regierungssystems. . . . In der zivilisierten Gesellschaft übernimmt der Staat den Schutz von Personen und Eigentum. Da man gewohnt ist, für die Aufrechterhaltung und persönlichen Rechte sich auf diese Hilfsquellen zu verlassen, so hat die Stärke des Bandes der Verwandtschaft eine entsprechende Abschwächung erlitten. In der Gentilorganisation verließ sich der Einzelne betreffs seiner Sicherheit auf die Gens. Sie nahm die Stelle ein, deren sich später der Staat bemächtigte.“ Der griechisch-römische Rechtsstaat fand, was Morgan unberücksichtigt läßt, eine notwendige Ergänzung in dem Christentum. Die moralischen Anschauungen der Griechen und der Römer gleichen bis dahin der konfuzianischen Gedankenwelt. Das zeigt sich am besten in den Anschauungen über die Rechte der Obrigkeit. Grote sagt von den ältern, noch in Geschlechtsverbänden vereinigten Griechen: „Wenn irgendein energischer Mann durch Kühnheit oder List die Verfassung vernichtete und sich zum ständigen willkürlichen Herrscher aufwarf, so konnte er doch, selbst wenn er gut regierte, dem Volke nie das Gefühl der Pflicht einflößen. Sein Zepter war von Anfang an ungesetzmäßig, und seine Ermordung wurde sogar für ein verdienstvolles Werk angesehen im Gegensatz zu dem moralischen Gefühl, welches sonst die Mörder verurteilt.“ Bei den Römern herrschte dieselbe Auffassung. Ein Recht des Aufstandes lehrte aber auch Konfuzius. Nach ihm ist es Pflicht des Volkes, sich gegen einen „Tyramen“ aufzulehnen; als ein Tyrann aber ist nach Auslegung seines Schülers Mencius jeder Herrscher anzusehen, der sich Menschen mit Gewalt untertan macht, anstatt sie durch „Tugend“ an sich zu fesseln. Demgegenüber hatte es seine wohl überlegte Bedeutung, daß der Apostel Paulus im dreizehnten Römerbriefe die Lehre vom Gottesgnadentum der Obrigkeit, „die Gewalt über dich hat“, näher begründete. Bezeichnenderweise beginnt auch der dritte Brief an Titus mit den Worten: „Erinnere sie, daß sie den Fürsten und der Obrigkeit untertan und gehorsam seien.“ Die Anwendung von Gewalt ist nun einmal die Bedingung europäischer Zivilisation. Man kann den Anarchisten darin recht geben, daß sich der Staat „natürlicher Menschenrechte“ seiner Untertanen bemächtigt, aber dies geschieht, wenn anders seine Befugnisse nicht überschritten werden, doch nur in dem Sinne, wie sich der Mensch der Wasserkräfte bemächtigt, in der ursprünglichsten Form, indem er einen Bach in seinem Laufe aufhält, seine Wasser durch Dammbauten staut, damit sie ihm Mühlen und Fabriken treiben. Vom Standpunkt eines Anarchisten aus geurteilt müßte er, wenn man Menschliches in rein Natürliches umsetzen will, Gottes Wasser ungestört über Gottes Land laufen lassen.

Der chinesische Staat, soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, hat sich ebensowenig wie der europäische als organisches Ergebnis aus Geschlechtsverbänden entwickelt, auch er mußte künstlich geschaffen werden. Das geschah auf die Weise, daß der Gentilorganisation eine von ihr unabhängige Herrenkaste, die der Gelehrten, aufgepfropft wurde. Die staatlichen Prüfungen, die in China theoretisch jedem Einzelnen den Übergang zum Literatentum ermöglichen, durchbrechen das der Gentilorganisation eigne Autoritätsprinzip, indem sie den Rangunterschieden nach Alter und Stellung in der Familie eine dieser übergeordnete Rangordnung nach dem Grade des Wissens entgegensetzen. Vor den Prüfungen sind alle gleich, und wer eine besteht, kehrt wie ein Sieger in sein Heimatdorf zurück, wo ihn alt und jung ehrt, und jeder, der nicht schon den gleichen oder einen höhern Rang bekleidet, willig seinem Räte folgt. Der gewaltige Einfluß, den die Mandarine ausüben, findet seine einfache Erklärung in der Tatsache, daß der Literat im Gegensatz zu gewöhnlichem Volk eine Individualität sein darf. Die größere Bewegungsfreiheit schafft ihm einen gewaltigen Vorsprung vor dem Untertanen, den die Fesseln des Gentilismus das ganze Leben hindurch nicht zum unabhängigen Manne werden lassen. Nie und nirgends waren jedoch Gelehrte, ohne daß sie von außen getrieben und gestoßen wurden, Förderer des Fortschritts. In China erst recht nicht, wo sie bis heute das Monopol der Macht besaßen und das einem Moralprediger verdanken, der sie vor zweieinhalb Jahrtausenden lehrte, ihr Dichten und Trachten auf die Pflege der unübertrefflichen Weisheit der Alten zu richten. Die chinesischen Literaten haben darum auch nie etwas getan, ihre Nation aus den Fesseln des Gentilismus zu befreien; sie waren immer die schlimmsten Feinde jeder freien Regierung im Volksleben.

Dagegen ist China im Laufe seiner Geschichte mehr als ein großer Staatsmann erstanden, der sich an das Problem der Befreiung des Volkes aus den Banden eines engherzigen Patriarchalismus herangewagt hat. Wenn die Lösung noch jedem mißlang, so lag dies daran, daß die Menschenmassen, deren Leben in eine neue Bahn gelenkt werden sollte, zu rasch anwuchsen. Dem fortwährenden Überquellen der chinesischen Bevölkerung über die Grenzen des jeweils bewohnten Raumes boten weder schollenleberische fremde Urbewohner noch geographische Hindernisse besondere Schwierigkeiten. Der erste Kaiser der Tschindynastie, Schi Hoangti, der den chinesischen Einheitsstaat gründete, unternahm während seiner tatenreichen Regierung (246 bis 210 v. Chr.) auch den Versuch, das Elanwesen zu sprengen und die Macht der Literaten zu brechen. Wegen seines wuchtigen Zusammenschmiedens des Riesenreichs, seines erbarmungslosen Wegfegens alles Schwächlichen, Dahindämmern und Kleinlichen, seines Zertrümmerns eines morschen, unheilbarem Marasmus verfallenen Feudalsystems, nennt man ihn in Europa gern den Napoleon Chinas. Er war ein eifriger Anhänger Laotzes, des großen Zeitgenossen Konfutses, der dessen geistesarmem Sozialismus einen um so geistreichern Individualismus

gegenüberstellte. Die auf Konfutses Worte blindlings schwörenden Literaten überantworteten Laotses Gedächtnis Wahrsagern und Zauber Künstlern, die seine Lehre zum heutigen Taoismus entstellten. Erst neuerdings kommt das Vermächtnis des Philosophen, der „Taoteking“ wieder zu Ehren. Beiläufig mag hier eine Stelle finden, was ich vor Jahren aus dem Munde eines hochgestellten Mandarinen über Laotse vernommen habe. „Konfutses Lehre, sagte dieser, verdankt ihre Bedeutung dem Umstande, daß sie sich immer mit dem täglichen Leben beschäftigt. Man fängt aber jetzt an, auch Laotse eingehende Beachtung zu schenken, weil sich herausstellt, daß vieles, was er sagte, und worüber die Chinesen nicht nachdachten, durch die europäischen Wissenschaften bestätigt wird. So hatte Laotse schon eine dunkle Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde. Jedenfalls läßt er die Erde im Raume schweben.“ Die Literaten aber pflegten bis heute Laotses Gedanken als wahnwitzige Hirngespinnste abzutun. Den Kaiser, der ihn bewunderte, und von dessen Genius in der Großen Mauer noch heute ein stummer und doch so beredter Zeuge vorhanden ist, wußte die chinesische Gelehrtenzunft ebensowenig zu schätzen. Er gilt ihr als der Inbegriff alles Tyrannischen und Ruchlosen. Sogar ein moderner Chinese, der kürzlich in deutscher Sprache ein Büchlein über China veröffentlicht hat, nennt Schi Hoangti darin „einen der Männer, die auf die Welt zu kommen scheinen, um nur Böses zu tun“. Freilich war Schi Hoangti ein schlimmer Feind der Literaten. Er war es, der auf Anraten seines Ministers die berühmte große Bücherverbrennung vornehmen ließ. Der Antrag lautete dahin, mit Ausnahme der Bücher, die von Heilswissenschaft, Ackerbau und Weisung handeln, und derer, die die Denkwürdigkeiten der Tsindynastie aufzeichnen, „den ganzen Plunder unnützer Geister, mit dem wir überschwemmt sind“, zu verbrennen, „besonders aber die Werke, in denen die Sitten, Taten und Gewohnheiten der Alten ausführlich dargelegt sind“. „Die Literaten, heißt es in der gerade für die neuesten Vorgänge in China lehrreichen Begründung, bilden im Reich eine besondere Klasse für sich. Eingenommen von sich selbst und eingebildd wegen ihrer vermeintlichen Verdienste halten sie nur das ihren Köpfen entspringende für gut. Das Erstrebenswerte sehen sie nur in den veralteten Gebräuchen, in den alten Zeremonien, die sich nicht mehr für unsre Zeit eignen. Wahrhaft nutzbringend finden sie nur diese hohle Wissenschaft, die sie so sehr in ihren eignen Augen erhebt, und die sie doch in Wirklichkeit unbrauchbar für die ganze übrige Menschheit macht. . . . Entreißen wir ihnen die Bücher! Nur wenn wir sie für immer der Nahrung berauben, die ihren Hochmut nährt, können wir hoffen, die unversiegbare Quelle ihrer Unbeugsamkeit endlich zu verstopfen.“ Schi Hoangti konnte den Kampf gegen das Literatentum nicht zu Ende kämpfen; es erwies sich als zu zählebig, erstarkte bald nach seinem Tode wieder, wurde mächtiger als je und ließ manche Neuerung des großen Herrschers im Marasmus des alten Sippenwesens wieder untergehn. Daß Schi Hoangtis Ziel ein Staatswesen im europäischen Sinne

war, lehrt besonders sein Bruch mit dem sogenannten System Zien-Tien, nach dem der Kaiser U Wang aus der Dynastie Hia sein Land organisierte. Dieses kann man am besten an folgender Zeichnung veranschaulichen.



Ein Kreuz, durch das eine größere Landfläche in neun Teile geteilt wird. Mit Ausnahme der Mittelpartie des Kreuzes war jedes der andern acht Felder einer Familie zugeteilt, die es für sich beackern durfte. Dagegen waren die acht Familien verpflichtet, gemeinsam das Mittelgebiet A zu bearbeiten und dessen Erträge dem Staate zu belassen. Dieses System lieferte, wie Ma Do Yün, ein „Sungchinese“, in seinem Büchlein „China“ erzählt, Konfuzius die Basis für seine Morallehre, was ebenfalls die hier vertretene Auffassung bestätigt, daß diese nur ein Spiegelbild der Gentilorganisation bedeutet. „Als der Kaiser Uwang, von der Dynastie Tschou, dem Lande eine Militärorganisation geben wollte, befahl er die Teilung des ganzen Reiches in verschiedene Gebiete, von denen jedes 64 Zien-Tien zu enthalten habe.“ „Nach diesem Herrscher, heißt es bei Ma Do Yün weiter, kam der Kaiser Tsin Schi Hoangti, auf dessen Befehl die Große Mauer erbaut wurde. Dieser beseitigte das System Zien-Tien und setzte an dessen Stelle eine nach dem Besitztum jedes Untertanen bemessene Abgabe. Ferner befahl er, daß jeder gesunde Mann Militärdienste zu verrichten habe. Von dieser Verpflichtung konnten nur die einzigen Söhne ihrer Eltern ausgenommen werden. Dieses Gesetz war bis zum Regierungsantritt des Kaisers Su Son in Kraft (Tangdynastie).“

Auch nach Schi Hoangti erlebte China nur dann einen Aufschwung, wenn sich, gewöhnlich in dem Begründer einer neuen Dynastie, ein Titane fand, der das Volk aus seinem Schlummer aufweckte. Über das Individuum aber siegte schließlich immer wieder die Masse. Nach einem Dynastiewechsel stand selten die Konfuzische Moral am Hofe im Ansehen. Kublei Khan, der erste Kaiser der Mongolendynastie, ließ durch die beiden venezianischen Reisenden, Nicolo und Maffao Polo, den Vater und den Onkel Marco Polos, als sie an seinem Hofe erschienen waren, den Papst ersuchen, ihm hundert gelehrte Priester zu schicken, die seine mongolischen und tatarischen Horden zum Christentum bekehren sollten. Als die Polos ihre zweite Reise antraten, gab ihnen der Papst statt der erbetenen hundert nur zwei Missionare, Dominikaner, mit, die aber schon in Armenien den Mut verloren und wieder umkehrten. So ging die beste Aussicht, die das Christentum jemals in Asien gehabt hat, durch die Gleichgiltigkeit der durch innere Streitigkeiten zerspaltnen Kirche — es war die Zeit des Schismas — verloren. Wohl traten in der Folge einige Prinzen aus dem Hause des Großkhans zum christlichen Glauben über, aber die große Masse der Mongolen und der Tataren wurde zuerst mohammedanisch und bequeme sich später dem Moralsystem des inzwischen unterworfenen China an.

Die Herrschaft der Mongolen dauerte nicht viel länger als hundert Jahre; dann wurden sie durch den Begründer der Mingdynastie verjagt. Dieser aber, wie seltsam, war auch kein Anhänger Konfutses, sondern buddhistischer Mönch. Den Ming folgten die Mandschus. Daß unter deren ersten Kaisern das Christentum in China blühte, ist bekannt. In Voltaires *Siècle de Louis XIV* findet man eine eingehende Beschreibung des gewaltigen Einflusses, den das Christentum im siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in China gewonnen hatte; durch die Eifersüchteleien zwischen den Jesuiten und den Dominikanern ging er rasch wieder verloren. Ursprünglichen Naturen, Männern mit ungebrochener Willenskraft und von unabhängiger Denkweise, wie es die ersten Herrscher neuer chinesischer Dynastien jedesmal waren, mußte es widerstreben, eine Moral anzuerkennen, die der Bewegungsfreiheit des Individuums so außerordentlich enge Grenzen zieht wie die konfutsianische. Deshalb ist es auch kein Wunder, daß der Urheber der Taipingrebellion, die ohne die Einmischung der Fremden der Mandschudynastie ein Ende gesetzt haben würde, kein Verehrer Konfutses war. Es steht zwar nicht fest, ob sich Tiente selbst zum Christentum bekannte, sicher ist aber, daß er mit dem evangelischen Missionar Gützlaff regen Verkehr unterhielt, daß der Kern seiner Anhänger aus Christen bestand, und daß die Bewegung wenigstens in ihren Anfängen von christlich-religiösem Fanatismus getragen wurde; nennt doch ein erbitterter Gegner des Christentums in China, Ku Hung ming, M. A. der Edinburgher Universität, den Aufstand in einem englisch geschriebnen Buch: *the rebellion of the Outcasts of the Christian Mission*.

Gentilorganisation und Mandarinentum, das sind noch heute die schlimmsten Hemmungen alles Fortschritts in China. Wie hätte Europa zu seinen Errungenschaften gelangen können ohne den großen freien Spielraum, worin sich hier der Einzelne bewegen darf; wieviele Kräfte würden nicht auch hier gebunden bleiben, wenn nicht der Mann bei der Wahl einer Lebensgefährtin dem Zuge des Herzens folgen dürfte, sie vielmehr dem Vater, dem Heiratsvermittler und dem Zufall überlassen müßte! Nietzsche, der grimme Feind des Christentums, erkannte doch an, daß erst dieses den Geschlechtstrieb zur Liebe „sublimiert“ habe; vorher habe es im allgemeinen nur eine Befriedigung der Sinnenlust gegeben. Etwas andres kennt auch der Chineser kaum. Deshalb treibt in seiner sonst so reichhaltigen Literatur die Liebespoesie nur ganz spärliche Blüten. Nur unter einer Herdenmoral wie der konfutsianischen kann dieses Volk von mehr als 400 Millionen bisher von einer verhältnismäßig winzigen Zahl von Beamten — auf etwa 20000 Menschen kommt in China ein Mandarin — in Schach gehalten werden. Die Schwierigkeiten der Verwaltung müssen aber in dem Maße wachsen, als der Europäisierungsprozeß fortschreitet, und eine moderne Produktionsweise die ruhige See chinesischen Instinktlebens unter den Stürmen entfesselter Leidenschaften in seinen Tiefen aufwühlt. Gerade deswegen lassen sich in China grundstürzende Reformen nur auf gewaltsamem Wege unter An-

Lehnung an ein starkes Heer durchführen. Der andauernde Lärm, den jetzt einzelne „fremdenfreundliche“ Mandarine um die Sache des Fortschritts machen, ist nichts als Heuchelei. Das Mandarinentum wird sich hüten, selbst den Akt abzufügen, auf dem es sitzt. Man gibt sich nur den Anschein der Reformfreundlichkeit, um den Fremden gegenüber das Gesicht zu wahren. Tschang Tschitung ist beispielsweise auf diese Art in den Ruf eines großen Fortschrittsfreundes gekommen, und doch war er es, der als erster Protest dagegen erhob, als die Regierung mit der so dringend notwendigen Währungsreform Ernst machen wollte. Er hat im übrigen auch durch sein berühmtes Buch „Lernt!“ den Beweis geliefert, daß er von dem, was China wirklich not tut, wenig weiß. Darin lobt er zum Beispiel die Form, in der sich die jetzige Dynastie Geld beschafft: „Wer früher nicht Kriegsdienste tat, der mußte statt dessen hohe Steuern zahlen. Heutzutage verkauft man, um der Regierung Geld zu verschaffen, die Ämter, und wünscht eine Provinz Graduierte zu haben, so kann von der Höhe der eingezahlten Summe abhängig gemacht werden, wieviel Graduierte es sein sollen.“ Weiter liest man da zum Lobe der Mandschus: „Auswärtige Reiche haben wiederholt versucht, China zu bedrücken, aber wenn sie für ihre Forderungen nur einen Schein des Rechts hatten, so beeilte sich der Kaiser immer, Frieden zu schließen, weil die Regierung das Leben des Volkes schonen wollte. Als im Kriege mit Frankreich dieses eine Schlacht verloren hatte, schloß China doch Frieden, ohne daß Tonking zurückgefordert wurde. Das ist doch eine Politik des Friedens.“ Und das schreibt Chinas „fortschrittlichster“ Mandarin. Die Stürmer und Dränger unter den „Sungchinesen“ haben sich denn auch schon lange von ihm losgesagt. Sie richteten vor einigen Jahren gegen ihn eine ungemein heftige Streitschrift, in der es an einer Stelle hieß: „Die Wahrheit ist, daß Euer Erzellenz von der modernen Zivilisation und ihren großen Grundsätzen keine Ahnung haben. Die Wurzel aller Ihrer Fehler liegt darin, daß Sie sich nicht bewogen fühlen, den Versuch zu machen, Ihren eignen Rat zu befolgen, nämlich zu »lernen«, um sich das anzueignen, was Ihnen an Ihrer Ausbildung fehlt. Daher mag es kommen, daß Sie selbst nicht wissen, wie durchaus falsch und für alle Welt lächerlich das ist, was Sie sagen und schreiben. In den letzten Jahren sind Ihre Fehler unausrottbar fest eingewurzelt, weil Sie sich zu sehr von dem falschen Glanze einnehmen ließen, der dem Mandarinentum anhaftet.“ Nach dieser Sprache mag man ermesen, welche Kluft in China die alten und die jungen Reformer voneinander trennt. Sie klingt nicht so, als ob im chinesischen Volke, wo es von einer fortschrittlichen Bewegung ergriffen ist, das Heil von oben erwartet würde.

Yüan Schikai allein ist unter den chinesischen Beamten als Reformator ernst zu nehmen. Man darf in ihm aber auch keinen echten Mandarinen sehen. Die Mandarinenwürde kleidet diesen Emporkömmling wie den Wolf der Schafspelz. Er wäre noch heute ein unbedeutender Brigadegeneral, wenn er nicht zur Zeit, als Kuangfü seine Mühme in Gefangenschaft setzen wollte, die Lage klug ausgenutzt und durch einen Verrat am Kaiser der Kaiserinwitwe

Gunst gewonnen hätte. Was ihn zu einem Kinde des Glücks im heutigen China gemacht hat, war sein Mut zur Pietätlosigkeit. Ihn umlauern jedoch zahlreiche Neider und Feinde, denen es neuerdings gelungen ist, die Kaiserinwitwe zu bewegen, ihm einen großen Teil seiner Machtbefugnisse zu nehmen.

Nichts ist für China so sicher, als daß es unruhigen Zeiten entgegengeht. Für eine gründliche Erneuerung fehlen noch alle Voraussetzungen. Unter den Europäern, die China am gründlichsten kennen, glauben auch manche, daß sich grundstürzende Reformen in China nur auf Kosten der Einheit des Reiches durchführen lassen. Die Chinesen sind von Natur aus demokratisch, sogar plump demokratisch angelegt. Ein Diktator, der sich in Petchili erhöhe, um das Reformwerk gewaltsam durchzuführen, würde blutige Arbeit bekommen, um seine Herrschaft im ganzen Lande aufzurichten. Die Mongolen hatten trotz ihres gewaltigen Glanzes von 1211 bis 1279 beständig Krieg führen müssen, ehe China erlag, fast siebzig Jahre lang. Und auch diesen schwer erkauften Erfolg hätten die Mongolen nicht errungen, wenn ihnen nicht ein großer Teil der Chinesen geholfen hätte, und wenn Kublai schließlich nicht erklärt hätte, daß er ein richtiger Chinesenkaiser nach chinesischer Art sein wolle.\*) Fast ebensolange währte es, bis die Mandschus ihre Herrschaft befestigt hatten. Deren Macht kann bald zusammenbrechen, wenn erst die willensstarke Frau, die heute die Geschicke des Reiches lenkt, durch den Tod von dem Schauplatz ihres Wirkens abberufen sein wird. Den Begründer einer neuen Dynastie aber würde eine Aufgabe erwarten, an der sich schon mancher seiner Vorgänger vergeblich versucht hat, nämlich die, das chinesische Staatswesen auf völlig neue Grundlagen zu stellen; dabei hätte er mit der erbitterten Gegnerschaft des gesamten in Amt und Würden stehenden Literatentums zu rechnen. Alle Zeichen der Zeit in China deuten für ein ungetrübtes Auge auf Sturm. Die gegenwärtigen Reformbestrebungen sind in Wirklichkeit erst der Ausdruck der Sehnsucht nach einem gelobten Lande, das in Wirklichkeit noch recht fern liegt.



## Die Schaffung des deutschen Seekabelnetzes

Von R. Hennig in Berlin



In einem Gesetzentwurf, der im November 1900 der französischen Deputiertenkammer zuzuging, und der im Anschluß an die im Burenkrieg mit den englischen Afrikakabeln gemachten sehr trüben Erfahrungen eine große Erweiterung des vorhandenen französischen Seekabelnetzes befürwortete, hieß es u. a.: „England verdankt seinen Einfluß in der Welt vielleicht mehr seinen Kabelverbindungen als seiner Marine. Es beherrscht die Nachrichten und macht sie seiner Politik und seinen Geschäften

\*) Dr. Albrecht Wirth, Geschichte Asiens und Osteuropas, Seite 393.